



FRIEDRICH
ANI

DER
NAMENLOSE
TAG

ROMAN

EIN FALL FÜR JAKOB FRANCK

SUHRKAMP

FRIEDRICH ANI DER NAMENLOSE TAG

Ein Fall für Jakob Franck

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2015

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42487-2

DER NAMENLOSE TAG

*Dem Glauben nah, der
Erde fern, im Leben
immerdar ein dunkler Stern*

Das Winken hinter der Mauer

Andauernd rief eine Frau meinen Namen, aber ich war nicht gemeint.

So gemein.

Ich hab sie nicht mal gesehen, zu viele Leute überall; alle schrien durcheinander, mir wurde schon ganz schwindlig. Wegschauen konnt ich nicht; jedes Mal, wenn ich den Kopf drehte, lag da meine Mutter; alles war still.

Sogar der Willy hat keinen Ton von sich gegeben; der hockte auf seinem Käfig, aufgeplustert und starr wie ausgestopft.

Wo bist du?, rief die Frau; ich presste die Lippen aufeinander aus lauter Furcht. Ein Wort, und ich wär verraten gewesen und tot. Also blieb ich hinterm Sofa; der Fernseher lief, die Menschen da waren alle lustig und lebendig; bloß meine Mutter nicht und die Welt um sie rum.

Das sagte eine Stimme in meinem Kopf, ich schwör's Ihnen, die sagte: deine Mama kommt nimmer zruck.

Obwohl sie doch da lag, fast nah; hätt hinkriechen können und sie berühren. Die Stimme sagte: Das darfst net; ich duckte mich und hörte wieder, wie die andere Frau meinen Namen rief. Und ohne es zu wollen, hob ich ein Stück die Hand und winkte.

Ich winkte das Sofa an; wie lächerlich bin ich gewesen?

Dass ich ein Kind war, ist keine Entschuldigung, aufstehen hätte ich müssen, mich zeigen und was tun.

Warum hab ich nichts getan?

Das war die Stimme in meinem Kopf, die mich das fragte, immerzu: Warum hast du nix tan und bist bloß dumm und feig. Ich wollt antworten, dass das nicht stimmt; mein Mund war zu; tief in mir war mir klar: die Stimme hat recht.

Als Kind, das weiß ich bis heut, hab ich mehr mit mir selber gesprochen als mit irgendeinem anderen Menschen. Wahrscheinlich hab ich sogar mehr mit dem Willy gesprochen als mit meinem Vater. Und mein Vater hat bestimmt mehr mit seinen Kunden gesprochen als mit mir und meiner Mutter. So war das bei uns.

Außer an dem Tag, als ich hinter dem Sofa kniete und mein Vater nicht mehr aufhörte zu sprechen.

Er sprach ja nicht; er schrie; meine Mutter schrie zurück, so laut, wie ich sie noch nie hatte schreien hören. Bis zu diesem Abend wusste ich nicht, dass sie überhaupt eine solche Stimme hatte. Sie war nämlich die Leiseliese. Jeder nannte sie so, die Nachbarn, die Verkäufer in den Geschäften; mein Vater sagte Liese zu ihr, wie sein Bruder und alle, die uns kannten. Wenn niemand zuhörte, hieß meine Mutter bei den allen die Leiseliese. Weil sie gern flüsterte und am liebsten wenig redete bis gar nichts. Für mich war das schön, so lang ich mich erinnern konnte.

An jenem Tag hörte meine Erinnerung auf; ich wünschte so sehr, sie würde was sagen, von mir aus schreien, wie zuvor, laut und giftig, und mit den Armen fuchteln, als winkte sie dem lieben Gott.

Sie lag nur da; ich kauerte hinter dem Sofa; nichts stimmte mehr; die Frau im Fernsehen rief meinen Namen, ich hasste sie dafür. Sie war die Falsche, die ihn rief, und sie meinte

nicht mal mich, bloß irgendwen, den ich genau sowenig sehen konnte wie sie.

Das war der Tag, an dem in Ostberlin die Menschen durch die Mauer kamen und ich hinter einer Mauer verschwand, weil ich mich nicht getraut hatte, zu ihr zu laufen, als sie meinen Namen rief.

Ich war nur zwei Meter von ihr weg, hielt mir die Arme über den Kopf und kauerte, dürr und klein wie ich war, zwischen dem Sofa und der Wand, weil ich endlich meinen Porsche Carrera 6 wiederfinden wollte und sonst nichts.

Und sonst nichts.

Woher hätt ich wissen sollen, wie das klingt, wenn jemand stirbt?

II

Besuch der Toten

1

Die Toten hielten sich nicht an den Tag der Toten; sie kamen, wann immer es ihnen passte, und sie blieben über Nacht, manchmal zu zweit – meist einer allein –, als hätten sie verabredet, einander weder Raum noch Zeit zu stehlen, oder aus Respekt vor der Würde des anderen.

Über solche Fragen dachte Jakob Franck seit Jahren nach, und er erwartete keine Antwort. Die Anwesenheit der Toten war für ihn Erklärung genug. Seine Überlegungen sollten ihn nur von sich selbst ablenken; das klappte auch ab und zu. Er saß dann am gedeckten Wohnzimmertisch und führte – lautlos, mit wandernden Händen –, eine Unterhaltung über die Motive und Absichten seiner Gäste, nahm zwischendurch einen Butterkeks vom Teller in der Mitte des Tisches, wiegte den Kopf, setzte die Lesebrille auf und wieder ab; schließlich lehnte er sich zurück und nickte bedächtig, als stimme er nach eingehender Prüfung aller Argumente seiner Meinung zu.

Ihm war bewusst, wie abseitig er sich verhielt; doch in all den Jahren hatte er noch keine andere Methode gefunden, wie er den Gespenstern seiner Vergangenheit begegnen sollte, ohne sich lächerlich zu machen, indem er seinen Schrecken mit Kopfspielchen verhätschelte wie ein Kind im dunklen Kohlenkeller.

Ein wenig hatte er gehofft, er bliebe nach seiner Pensionierung von seinen Besuchern verschont.

Heute jedoch, zwei Monate später, schüttelte er über diese Erwartung den Kopf, so abstrus erschien sie ihm im Nachhinein.

Die Toten waren das Personal seiner Gegenwart gewesen; es spielte keine Rolle, ob er im Dezernat 11 in einem Team als Mordermittler arbeitete oder neuerdings als geschiedener und beziehungsloser Hausmann das Ausmaß seiner Selbstgespräche halbwegs im Griff behielt. Den Toten war sein Status egal. Er hatte sich damals, beim Eintritt in den Gehobenen Dienst, für ihre Welt entschieden, und aus dieser Welt kehrt niemand unversehrt und traumlos zurück. Das hatte Jakob Franck schon vorher gewusst – oder wenigstens geahnt –, und er bereute seine Entscheidung bis zum heutigen Tag nicht.

Er wäre nur gern nicht jedes Mal zu Tode erschrocken.

Die zweiunddreißigjährige Frau hatte sich vor den Fernzug nach Budapest geworfen; der Leichenfundort war vierzig Meter lang; ihre linke Hand lag auf der anderen Seite der Gleise; dort entdeckte sie ein Mitarbeiter der Spurensicherung, und er winkte den Hauptkommissar herbei.

Dieses Winken brachte Jakob Franck wochenlang nicht aus dem Kopf.

Immer wenn er den Kollegen im Schutzanzug mit dem erhobenen Arm vor sich sah, marterte ihn die Frage, ob auch die junge Frau den Arm gehoben hatte – Sekunden bevor die Lok sie erfasste und ihre Hand in ein groteskes, schwereloses Winken verwandelte, fernab der übrigen Körperteile. Ihr Gesicht existierte nicht mehr.

Einen Tag und eine Nacht lang blieb die Frau namenlos, dann meldete ihre Mutter sie als vermisst und übergab der

Polizei ein Foto. Eine abwesende Person, dachte Franck und schämte sich dafür. Was die Ermittler erfuhren, reichte für eine Rekonstruktion der Biografie nicht aus; das Gespräch mit der Mutter verlief stockend, zwischendurch hatte Franck das Bedürfnis, die Stimme zu erheben und laut zu werden, um die zweiundfünfzigjährige Frau aus ihrer Lethargie zu reißen oder zumindest ihr inneres Fluchtgebaren für ein paar Minuten zu erschüttern. Seiner Einschätzung nach wollte Lore Balan vom Unglück ihrer Tochter einfach nichts wissen; sie verachtete deren Selbsttötung und nistete sich in der Vorstellung ein, sie würde von nun an ein Kainsmal tragen, dem Gespött der Leute bis an ihr Lebensende ausgeliefert.

Stimmt doch!, sagte sie und wiederholte die Formulierung, wann immer sie in Francks Nähe einkehrte wie ein hereingebotener Gast. Der Polizist widersprach heftig – auch heute, an diesem letzten Tag im Oktober. Er redete ins Leere, wie damals.

Paulus Landwehr war auch da. Er blutete nicht; er blutete nie; er kam in seiner immer gleichen grauweißen, von Farbflecken übersäten Latzhose und dem grünen, nicht weniger ramponierten Sweatshirt und verlangte Schnaps, am besten Kirsch. Elf ungeöffnete und neunzehn leere Kirschwasserflaschen hatten die Ermittler in der Wohnung des Ehepaars Landwehr entdeckt; im Flur und in der Küche stapelten sich Bierkästen; unter dem blutgetränkten und von roten Federn bedeckten Bett im Schlafzimmer kullerten drei halbvolle Eierlikörflaschen. Paulus Landwehr hatte seiner Frau den Schädel gespalten und sich anschließend mit neun Messerstichen selbst getötet. Die Blutspur führte von der Küche durch den Flur ins Wohnzimmer, wo er zusammengebrochen war. Nachbarn hatten Schreie gehört und die Polizei alarmiert. Als Franck am Tatort eintraf, lebte der Maler-

meister noch, und als hätte er den Ermittler erkannt, griff er nach dessen Hand und flüsterte: Die Frau hat völlig recht g'habt. Landwehr starb auf dem Weg ins Krankenhaus.

Die Frau hat völlig recht, sagte er zu Lore Balan; Franck öffnete die Balkontür in seinem Zimmer und atmete die kühle, feuchte Luft ein, in der Hoffnung, er wäre gereinigt, wenn er sich umdrehte.

Die beiden Gestalten saßen immer noch da, in ein Gespräch vertieft, das Franck nicht hören konnte; in seinem Kopf hallten nur die Echos der Sätze wider. Also beugte er sich über den Tisch, nahm einen Butterkeks, kaute so laut, wie seine Zähne es erlaubten, schmatzte beim Schlucken, griff nach einem zweiten Keks und wiederholte die Prozedur sechs Mal.

Danach fiel er in den Stuhl und schloss die Augen, ließ die Gedanken durch den menschenleeren Stadtpark wandern; der Kies knirschte unter den Schuhen; mit Ästen und Blättern übte der Wind eine Melodie ein. Eine große Geborgenheit, die er zu genießen versuchte, umgab den ehemaligen Ermittler; vielleicht wäre er dazu in der Lage gewesen, wenn sein Telefon nicht geklingelt hätte und er, mit einem berufsbedingten Reflex, nicht aufgesprungen und in den Flur geeilt wäre.

Auf dem Weg dorthin brauchte er sich nicht einmal umzudrehen, um festzustellen, ob seine beiden Gäste noch am Tisch saßen. Lore Balan – geschieden, Küchenhilfe im Ibis-Hotel, Mutter einer unter Schwermut leidenden Tochter, die in ihrem Abschiedsbrief für ihre Tat und ihr ganzes Leben um Vergebung bat. Paulus Landwehr – seit neunundzwanzig Jahren verheiratet mit Pia Landwehr, früher ein gefragter Handwerker, Alkoholiker wie seine Frau, die er, wie Nachbarn und Verwandte aussagten, ununterbrochen anpumpte, bis sie sich weigerte, ihm noch einen Cent zu geben.

Im Flur hörte Franck ihn sagen: Sie ham völlig recht, Ihre Dochda hätt das nicht machen dürfen.

Mit einem schnellen Griff packte Franck den Hörer und hielt ihn ans Ohr.

»Franck.«

»Winther.«

Ein Schweigen folgte; dann legte der Anrufer auf. Minutenlang stand Franck mit dem Hörer in der Hand in seiner Diele, mit Blick zur Wohnungstür, als erwartete er ein Klingeln und dürfte einem Besucher die Tür öffnen, dessen Ankunft nicht wie ein Meteor in seiner Gegenwart einschlagen würde.

»Verzeihen Sie wegen gestern«, sagte der Mann an der Tür, noch bevor er zum dritten Mal seinen Namen nannte.

»Das macht nichts.« Franck streckte die Hand aus; die beiden Männer sahen sich eine Weile wortlos an, die Augen spiegelten eine gewisse Unbeholfenheit.

Nach einer Stunde hatte das Telefon gestern noch einmal geklingelt; Franck spielte mit dem Gedanken, den Anrufbeantworter anspringen zu lassen, was jedoch nicht seiner Gewohnheit entsprach. Wenn er zu Hause war, nahm er ein Gespräch auch entgegen – eine Angewohnheit, die ebenso seiner polizeibedingten Akkuratesse geschuldet war wie seine bis aufs letzte Komma lesbare Schreibschrift oder das Wort Schreibschrift selbst, im Gegensatz zur Druckschrift, Durchschrift oder Abschrift.

Am anderen Ende war ein Mann, dessen Stimme er sofort wiedererkannte, obwohl dieser vorher nur ein einziges Wort gesagt und Franck mit ihm vor etwa zwanzig Jahren zum letzten Mal gesprochen hatte.

Auch den Namen hatte er schließlich zuordnen können,

nachdem er – den Hörer in der rechten Hand und den Blick zur Tür gerichtet – sich nicht von der Stelle bewegt hatte; im Rücken die Geister seiner Vergangenheit; in der Luft der langgezogene Ton des Telefons, der in ein Tuten überging, das in dem Moment in Stille mündete, als dem Exkommis-sar die Welt hinter dem Namen Winther bewusst wurde und er damit rechnete, bei seiner Rückkehr ins Wohnzimmer noch einen dritten Gast beherbergen zu müssen.

Er legte dann auf und wandte sich kurz darauf verwun-dert um, weil das Telefon nicht noch einmal klingelte, erst nach einer Stunde.

Da saß er in der Küche, trank ein Glas Bier, blätterte in der Zeitung, ohne sich konzentrieren zu können, und dachte an die Begegnung mit der Frau an jenem Abend vor zwan-zig Jahren, in der lodernnden Finsternis eines bescheidenen Hauses im Ostteil der Stadt.

Winther, dachte er, Winther.

Ihm fiel der Vorname der Frau nicht mehr ein; das ärgerte ihn derart, dass er überlegte, die Kartons mit den alten Ak-ten zu durchwühlen. Und weil er immer zorniger wurde und sich in eine Spirale aus anschwellender Selbstanklage und fanatischem Grübeln hineinsteigerte, sprang er auf, hastete in den Flur und wäre – wie in einer Panikattacke – im Ne-benzimmer gestürzt, hätte nicht das Telefon geklingelt und ihn schlagartig innehalten lassen.

Außer Atem hob er den Hörer ab, und der Mann am an-deren Ende hätte vor Schreck beinah wieder aufgelegt.

»Hier entlang«, sagte Franck. Er führte den gebückt gehen-den Gast ins Wohnzimmer und ließ ihn, Blick zum Fenster, Rücken zum Durchgang, an der Schmalseite des Tisches Platz nehmen – dort, wo die Geister aus einem nur ihnen selbst bekannten Grund sich niemals hinsetzten; er schenkte

dem Besucher eine Tasse Kaffee ein, hielt ihm den Teller mit Gebäck hin. Ludwig Winther nahm sich einen Keks und lehnte ihn mit unmerklich zitternder Hand an den Unterteller der Tasse. Zucker und Milch mochte er nicht – im Gegensatz zu Franck, der, nachdem er sich gesetzt hatte, mit beidem nicht sparte.

Franck saß an der Längsseite, gegenüber dem Gemälde mit dem Waldmotiv, das seine Frau ihm nach der Trennung, wie sie sagte, »mit Kusshand« überlassen hatte; sie fand das Bild schon immer »grenzwertig«. Franck hatte das Ölgemälde auf einem Flohmarkt gekauft, es erschien ihm »wie das Tor zu einer besseren Stunde«, eine Erklärung, die Marion weder verstand noch verstehen wollte – so dass das Bild bis zu ihrem Auszug in Francks Arbeitszimmer hing, neben dem Schrank mit den Kopien jener Akten, die auf sie eine ähnlich abschreckende Wirkung ausübten wie das in trüben Farben gemalte und von beklemmenden Schatten durchzogene Kunstwerk. Wie jemand bei dessen Anblick in einen »besseren« Zustand verfallen könne, blieb ihr ein Rätsel; sie redeten nie wieder darüber.

»Dieses Bild«, sagte Ludwig Winther nach einem Schweigen, das er hauptsächlich mit der Betrachtung seines schwarzen Kaffees verbracht hatte, »das spricht mich an.«

Obwohl Franck den Eindruck hatte, der Mann würde sich dem Bild erst jetzt intensiver zuwenden, hörte er geduldig zu. »Gleich beim Reinkommen hab ich gedacht, das Bild passt zu Ihnen; es entspricht Ihnen, wenn ich das sagen darf. Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen. Danke.«

Franck saß da, die Hände im Schoß gefaltet, wachsam, als führe er wider Willen eine Vernehmung im Dezernat durch; sogar den unlinierten Block und den Kugelschreiber hatte er neben seinem Teller bereitgelegt. Er kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich auf die Hände des Mannes

im schwarzen Anzug. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, den Worten ebenso zu misstrauen wie den Gesten, dem Schweigen sowieso, und auf ein betont freundliches Auftreten gab er nichts. Fünf von zehn Menschen, denen er als Kommissar gegenübergesessen hatte, versuchten, ihn mit unbeholfen gestrickten Lügen zu erwärmen; zwei tischten ihm ihre Lügen als nackte Tatsachen auf; einer redete von Haus aus wirres Zeug; einer war der Täter und zur Unwahrheit vorübergehend berechtigt; und nur einer von zehn erzählte, was er wusste und was mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Seine persönliche Statistik hatte Franck noch nie enttäuscht, kein Fall hatte sie je widerlegt.

Innerhalb von Sekunden hatte er sich, ohne es zu bemerken, in einen diensthabenden Sachbearbeiter zurückverwandelt.

Auch während der folgenden Stunde blieb seine Haltung unverändert; ihm fiel nicht einmal auf, dass er gelegentlich ein Wort, einen Satz auf seinen Block kritzelte – wie nebenbei oder aus Versehen – und dabei nickte und den Blick nicht abwandte und so sein Gegenüber zu weiteren Aussagen ermutigte.

Tatsächlich fühlte sich Winther ermuntert; er genoss die aufnahmebereite Nähe seines Gastgebers auf eine Weise, die er nicht für möglich gehalten hätte. Vor der Haustür hatte er vor Unsicherheit und Beklemmung noch nach Luft gehungen und mehrere Minuten benötigt, bis er es endlich schaffte, auf die Klingel zu drücken; und als er ein Knacken in der Sprechanlage hörte und der Summer ertönte, brachte er seinen Namen nicht heraus.

Mittlerweile schien er – ähnlich wie Franck – ein anderer zu sein, womöglich ein »Besserer« als am Morgen dieses Tages, des Tags der Toten.